

blätter

DES
LANDFERMANN-BUNDES E.V.
DUISBURG
UND DER
KÖNIGSBERGER
FRIDERIZIANER



SCHLOSS MARIENBURG AN DER NOGAT

Mit zarten Grautönen
aquarellierte Tuschzeichnung von
H. HUBBES (Abiturientia 1964)



JANUAR 1966



Vir vere humanus

Die Abschiedsrede, die Oberstudiendirektor Dr. Herbert Zimmermann am 3. 4. 1965 in der Aula des Landfermann-Gymnasiums gehalten hat.

Der Tag des endgültigen Abschiedes von einem Berufe, der eine bedeutende Lebensaufgabe darstellt, ist kein Tag des Bekenntnisses oder gar einer programmatischen Darbietung. Es ist der Tag der Rechtfertigung vor allem vor sich selbst. Die Frage lautet: Kann man vor sich selbst bestehen oder nicht? Aber das ist eine so persönliche Angelegenheit, daß sie nicht in der Öffentlichkeit durchgeführt werden kann. Daß ich als Klassischer Philologe den Wert des alten und im eigentlichen Sinne humanistischen Gymnasiums für die Jugendbildung gerade in unserer Zeit für unübertrefflich und unübertroffen halte, das habe ich so oft dargelegt, daß ich heute gern darauf verzichten kann. Ich brauche etwa nur an meine letzte Ansprache vor den diesjährigen Abiturienten zu erinnern. Nun gibt es keine Form der Höheren Schule, die ich nicht in meinem langen pädagogischen Leben durchwandert hätte, und der Reformversuche war kein Ende. Daß die sich ständig wandelnde Welt auch ein Mitgehen der Pädagogik erfordert, ist selbstverständlich. Aber stets muß es lebendige Entwicklung, organisches Wachsen bleiben. Von vielen dieser Versuche aber — früher wie heute — kann man nur mit dem alten Worte sagen: Sie enthalten viel Neues und Gutes, aber das Neue ist nicht immer gut und das Gute nicht unbedingt neu. Daß die klassische Form des Gymnasiums kaum je einschneidende Veränderungen erlebte, ist kein Zeichen der Erstarrung, sondern der Bewährung. Und oft genug blicken Fachleute der Höheren Schule mit Neid auf diese so deutlich und klar geprägte Form in der Erscheinungen flucht. An ihrem Fundament läßt sich nicht rütteln, es sei denn, man wollte sie ganz vernichten.

In einer Zeit der organisierten Ichsucht, die das Wort „sozial“ als häufigstes Fremdwort im Munde führt und darunter versteht, daß immer der andere bezahlen möge, hat der recht verstandene Humanismus, der im Nächsten vor allem das von Gott sich selbst erschaffene Ebenbild erblickt, gerade heute seine größte Aufgabe gefunden. Denn wer es mit dem Menschen ernst meint, für den ist auch heute noch der ethische Fortschritt wichtiger und wertvoller als der technische. Mit dem Robotertum unserer Tage allein schaffen wir es keinesfalls, auch wenn so manche schon vor diesem Götzen kapitulieren möchten. Ich denke da an eine kleine Geschichte, die sich irgendwann in unsern Tagen auf einer New Yorker Ausstellung ereignet hat: Man hatte sich eine zeitgemäße Überraschung ausgedacht, einen mechanischen Altpräsidenten Abraham Lincoln, der sich vom Stuhle erheben und eine feierliche Ansprache halten sollte. Aber am festlichen Eröffnungstage tat es der mechanische Präsident nicht. Er zitterte nur mit der Hand. War nun die Technik zu bedauern, die sich bei der Befriedigung des Schaubedürfnisses zu viel vorgenommen hatte? Vielleicht führte die Technik ihre Anbeter in einem geradezu human wirkenden Scherz an der Nase herum, damit sie nicht zu übermütig werden? Vielleicht ist der Roboterpräsident, der tagsüber nur zitterte, nachts allein auf seinem Stuhle in ein wahrhaft homerisches Gelächter ausgebrochen? „Weise ist, wem alle Dinge so scheinen, wie sie wirklich sind“, sagt Bernhard von Clairvaux.

Zweierlei hat mir in diesen 43 Dienstjahren immer am Herzen gelegen: einmal nicht bloß

mit Worten zu mahnen und zu erziehen, sondern durch die Tat und das Beispiel zu lehren; und zweitens: Gerechtigkeit zu üben gegen jedermann. Nichts hat mich mehr erfreut und befriedigt, als wenn alte Schüler mir erklärten, daß sie Ordentliches in meinem Unterricht gelernt hätten, vor allem aber, daß ich mich bemüht hätte, stets ein gerechter Lehrer zu sein. Eigentlich brauchte auch unser Beamteneid kein Wort mehr zu enthalten als dieses Versprechen der Gerechtigkeit gegen jedermann. Denn darin liegt auch stets die Pflichterfüllung und die Verteidigung der gegebenen Ordnung mit einbegriffen, sowie ja auch in Platons Feststellung von der *dikaio-syne* als oberster Tugend alles enthalten ist. In den Rahmen dieser Tugend gehört auch jene Eigenschaft, um deren Einhaltung ich als wichtigster Voraussetzung einer guten Zusammenarbeit vor 12 Jahren gebeten hatte: Um die Toleranz der Konfessionen. Es ist für mich ein beglückendes Gefühl, daß ich heute für die Erfüllung dieser Bitte hier herzlich Dank sagen kann. Es ist nicht bloß stets der konfessionelle Friede in jeder Weise gehalten worden, er ist auch mehr als einmal durch brüderliche Hilfe untereinander zu einer wahren christlichen Haltung emporgewachsen. Ich habe nur den Wunsch, daß es auch in Zukunft an dieser Schule so bleiben möge.

An diesem Tage der Besinnung auf Leistung und Mängel, auf Erfolge und Mißerfolge eines langen Berufslebens freue ich mich — und was wäre menschlicher? — über die vielen lobenden und ehrenden Bekundungen, die mir heute aus dem Munde meiner Herren Vorredner zuteil geworden sind. Wenn natürlich auch — in Abänderung eines alten Spruches — heute das Wort gilt: „*De abituris nil nisi bene*“, manches wurde doch so überzeugend vorgetragen, daß es mir an diesem Tage des rückblickenden Abschiedes gut getan hat. Ich danke Ihnen allen für diese gute Meinung und Anerkennung.

Wenn ich aber nun den eigentlichen Sinn meiner Abschiedsworte in der Abstattung meines Dankes erblicke, so kann mein erster und größter Dank nur der göttlichen Allmacht und Gnade gelten, die „mir Gesundheit verliehen, mich freundlich geleitet hat“. Dabei verstehe ich unter Gesundheit nicht bloß das körperliche Wohlbefinden, sondern auch all das, was mir von einem gütigen Schicksal an geistigen Fähigkeiten mit auf den Lebensweg gegeben worden ist. Ob ich im Sinne des delphischen Spruches „*Erkenne dich selbst!*“ alle Eigenschaften richtig erkannt und im rech-

ten Sinne eingesetzt habe, das weiß ich nicht, und oft genug wird es wohl bei der guten Absicht geblieben sein.

Man würde mich mit Recht undankbar und — danken hängt ja wortgeschichtlich mit denken zusammen — gedankenlos nennen, würde ich nicht heute denen einen herzlichen Dank sagen wollen, die während meiner Dienstzeit meine Vorgesetzten gewesen sind. Ich kann mich da bis in meine beamtliche Frühzeit hinein kaum an Konfliktfälle erinnern, und selbst diese waren wohl eher meiner jugendlichen Unerfahrenheit zuzuschreiben. Eines darf man heute wohl mit Befriedigung feststellen: Die früher so häufig anzutreffende Unnahbarkeit von Vertretern der Behörde findet man nicht mehr. Darin darf man mit Recht einen Ausdruck echter demokratischer Entwicklung erkennen. Sprach man früher etwa mit einem Geheimrat aus einem Provinzialschulkollegium oder gar mit einem Wirklichen Geheimrat aus einem Ministerium, so durfte man sich nur der dritten Person in der Anrede befleißigen. Das schuf automatisch Hoheit und Abstand. Wirkliche und wirkende Autorität kommt aber im wesentlichen nicht von der Amtsstellung, vom höheren Range, sondern allein von der Autorität ausstrahlenden Persönlichkeit. Das ist also ein großer Fortschritt, für den wir alle dankbar sein sollten. Ich aber möchte hier bei dieser Gelegenheit den Herren vom Schulkollegium und Ministerium danken, die mir meine verwaltende Tätigkeit gerade in den letzten 13 Jahren am Landfermann-Gymnasium erleichtert und trotz der Vielzahl der Berichte und Statistiken, die heute gefordert werden, nicht zu unangenehm gemacht haben. Sie haben mir immer freundliches Verständnis und große Geduld erwiesen, daß es im dienstlichen Verkehr nie zu Schwierigkeiten gekommen ist. Und das ist doch für beide Seiten eine höchst erfreuliche Feststellung.

Auch folgendes möchte ich hier feststellen: Im Einvernehmen zwischen Stadt und staatlicher Schule konnte man spüren, wie wichtig den städtischen Behörden das Wohlergehen dieser alten Schule war, die als älteste der Stadt an die sechs Jahrhunderte in städtischer Regie gewesen ist und stets Duisburger Bürgersöhnen zu einer echten Bildung verholfen hat.

Ein besonders herzlicher, ja eigentlich der unmittelbarste Dank gebührt denen, die mir in den langen Jahrzehnten als Kollegen zur Seite gestanden haben. Das betrifft natürlich vor allem

das heute amtierende Kollegium des Landfermann-Gymnasiums. Ich bin — ich darf das schon einmal bei besonderer Gelegenheit Gesagte heute wiederholen — stolz darauf, als *primus inter pares* einem so tüchtigen, einsatzbereiten und darum auch so erfolgreichen Kollegium vorgestanden zu haben. Dem Mimen wie dem Schulmeister flicht die Nachwelt keine Kränze. Ein Lehrer muß sich von den seltenen Fällen einer oft späten Anerkennung seines Wirkens abgesehen mit dem Bewußtsein erfüllter Pflicht, dem gelegentlichen Erhobensein über tüchtige Schülerleistungen und dem Willen, aus eigenen und fremden Fehlern zu lernen, begnügen. Es muß ihm genügen zu wissen, daß so vieles, was er gesät hat, erst spät aufgeht und Früchte trägt, von denen er nichts mehr sieht. Freilich fällt vielleicht hie und da im Kreise der Ehemaligen, wenn sie sich zu bestimmten Festtagen treffen, doch ein freundliches Lob für ihn ab, wenn sie dann etwa feststellen, daß man doch etwas Ordentliches bei ihm gelernt habe. Seine kleinen Schwächen und Schrullen, die jeder Mensch nun einmal hat, geben dann dem späten Gespräch seiner alten Schüler jenen romantischen Schimmer, der nun einmal zur Schulerinnerung aller Ehemaligen gehört. Wir haben ja mit unseren Ehemaligen — im Landfermannbund vereinigt — nur die besten Erfahrungen. Ihnen wie ihrem Vorsitzenden insbesondere gebührt der Dank der Schule, denn immer — ich denke an das große Jubiläum und an andere Gelegenheiten — haben sie sich ideell und materiell für ihre alte Schule voll eingesetzt.

Ich danke an dieser Stelle auch den Direktorinnen und Direktoren der anderen Höheren Schulen Duisburgs für die ertragreiche Zusammenarbeit dieser Jahre, denen, die noch frisch in der Arbeit stehen, aber auch den bereits im Ruhestand Lebenden und denen, die schon der grüne Rasen deckt. Ich danke allen anderen treuen Mitarbeitern etwa vom Staatshochbauamt und von städtischen Dienststellen, insbesondere aber von unserer Schule den Schulsekretärinnen — ich denke besonders an die kürzlich verstorbene —, Hausmeister, Heizer und allen fleißigen Frauen, die unermüdlich dafür sorgen, daß wir morgens eine frisch geputzte und ordentliche Schule betreten.

Dank gebührt auch den Eltern unserer Schule sowie den Pfllegschaftsleitern, sei es der Schule oder der einzelnen Klassen. Bei ihnen, die uns das Wertvollste anvertrauen, ihre Kinder, habe ich in privaten und amtlichen Gesprächen stets

eine volle Verständnisbereitschaft für die schulischen Forderungen und auch ihre Konsequenzen gefunden. Wieviele Väter, vor allem aber Mütter, denen nach meiner Erfahrung die Väter gern den Weg zu unangenehmen Schulbesprechungen abtreten, haben in diesen Jahren voll Kummer auf dem Sorgensofa in meinem Amtszimmer gesessen. Ich habe mich bemüht zu helfen und zu raten, so gut es ging. Ganz ohne Trost ist wohl niemand davongegangen. Wir müssen es erreichen, daß sorgenvolle Eltern ohne Zagen und Scheu in unsere Sprechstunden, sei es des einzelnen Fachlehrers, sei es des Schulleiters kommen. Wo denn anders als hier kann die so notwendige gemeinsame Erziehungsarbeit ihren Ausgang nehmen?

Und wenn ich eben von den geplagten Müttern sprach, so darf ich bei dieser Gelegenheit auch unsere eigenen Frauen, die Lehrerfrauen, nicht vergessen. Sie kennen wie alle Hausfrauen keine 40 Stundenwoche, eine „Altersgrenze“ erreichen sie nicht. Wenn der Mann müde und manchmal verdrossen aus der Schule nach Hause kommt, halten sie alles für seine Bequemlichkeit bereit und nehmen zumeist auch seine schlechte Laune mit Gleichmut hin. Ich meine, wir sollten ihnen bei einer sich bietenden Gelegenheit auch einmal ein herzliches Dankeswort sagen, ihnen, ohne die wir die schwere Bürde des Berufes wohl kaum tragen könnten.

Und zum Schluß ein Dank an die vielen Generationen von Schülern, die während meiner langen Dienstzeit an mir vorüber gezogen sind. Wenn ich heute wohl körperlich gealtert nicht mehr den frischen Schritt der Jugend habe, daß ich aber jung an Seele und Geist hier stehen kann, das habe ich dem ständigen Zusammenleben mit der Jugend zu danken, die uns Lehrern ja eigentlich gar keine Zeit zum Altwerden läßt. Daß wir immer miterleben dürfen, wie der jugendliche Geist erwacht und sich im eigenen Denken zu regen beginnt, hebt ja unseren Beruf über alle anderen weit hinaus. Mir ist das eigentliche Unterrichten immer eine Freude und eine Erholung von der leider nun einmal notwendigen Verwaltungsarbeit gewesen. Daß ich trotz gelegentlicher Berufung durch die Behörde an eine andere Stelle in diesem meinem Lebenslement bleiben durfte und auch Verständnis für diesen Wunsch fand, dafür danke ich heute besonders herzlich. Irgendwo las ich einmal ein Wort, das nur ein wirklicher Pädagoge gesagt haben kann: „So mancher

Mann stirbt mit Ehrungen überhäuft, vom Gewicht der Tage erdrückt, mit einem von gewaltigem Wissen angefüllten Kopf, nachdem er das Wesentliche vergessen hat, das ihm, als er fünf Jahre alt war, intuitiv vertraut war.“ Ich meinerseits habe gewußt, was Kinder wissen, und keine Logik der Welt hat dieses Unsagbare mir je nehmen können.

Und so verlasse ich denn dieses mein Arbeitsfeld dankbaren Herzens, daß ich so lange hier wirken durfte, und mit heiterer Gelassenheit; denn ich weiß, daß alles einmal endet und daß die Jugend immer an die Stelle des Alters treten muß. Aber ich werde mich dieser meiner

alten Schule Zeit meines Lebens eng verbunden fühlen, ihr, der ich in ihrer besonderen Bedeutung für unsere Zeit auch weiterhin ein kräftiges Gedeihen wünsche. Alles, was ich eben sagte, könnte ich wohl in einem Bilde zusammenfassen: Träte eine freundliche Fee jetzt vor mich hin, um mich zu fragen: Welchen Beruf würdest du ergreifen, wenn ich dich zurückverwandeln könnte in jenen jungen Mann, der vor bald einem halben Jahrhundert vor den Pforten der Universität stand, und du besädest dabei alle Erfahrungen deines jetzigen langen Berufslebens, ich würde ohne lange zu überlegen noch einmal den gleichen Beruf ergreifen aus Neigung zu den klassischen Sprachen und aus Liebe zur Bildungsarbeit an der deutschen Jugend.

Gratias agere

Die Feierstunde anläßlich der Verabschiedung von
Oberstudiendirektor Dr. Herbert Zimmermann am 3. 4. 1965

Der 46. Leiter des Staatlichen Landfermann-Gymnasiums, das mindestens fünf Namen getragen, aber seit dem Jahre 1559 sich als rein altsprachliche Schule erhalten hat, trat am 3. 4. 1965 nach 42 Jahren im Dienst an der Wissenschaft und der Jugend in den wohlverdienten Ruhestand. Die Schulfamilie bereitete ihm einen herzlichen Abschied. Dreizehn Jahre lang war Herr Oberstudiendirektor Dr. Zimmermann Leiter dieser Schule. Nur elf Vorgänger haben diese Spanne erreicht oder überschritten. Diese dreizehn Jahre vermochte Dr. Zimmermann Kontinuität und Geschlossenheit, diese vielbenedigten Eigenschaften des Klassischen Gymnasiums, souverän zu bewahren und zugleich die Schule dem zu öffnen, was an Aufbauendem in den Umwälzungen unserer Zeit enthalten ist. So galt den Naturwissenschaften und den Neueren Sprachen seine besondere Aufmerksamkeit. Aus innerer Überzeugung ist Dr. Zimmermann für diesen bewährten Schultyp, das Klassische Gymnasium, eingetreten, und die Glaubwürdigkeit dieses Einsatzes wurde in den zahlreichen Dankesworten während der Feierstunde sichtbar. Die Begrüßungsworte sprach Oberstudienrat Reiß. Klar und überzeugend verwies er auf die unlösliche Einheit von *doctrina* und *pietas*, betonte das gesunde Selbstvertrauen der Lehrer und Schüler dieser Schule, das aus dem Bewußtsein fließe, daß man

echte Werte vertrete, und rief zum Schluß zu mutiger Aufgeschlossenheit auf gegenüber den drängenden Fragen unserer Zeit, der wir ja selber angehören. Der Leitende Regierungsdirektor Dr. Haverkamp überreichte Dr. Zimmermann die Urkunde über die Versetzung in den Ruhestand und würdigte die Anstrengung, mit der das Klassische Gymnasium das Unveränderliche in der menschlichen Substanz im Blick behalte und zum Ansatzpunkt konstruktiver Besinnung mache. Betont herzlich sprachen auch die folgenden Redner. Oberbürgermeister Seeling erinnerte an das Wirken des scheidenden Direktors auch außerhalb der Schule. Es sei für manchen erhellend gewesen, wenn Dr. Zimmermann über die großen Geister der Antike, über Sokrates und Plato, gesprochen habe. Hier wurde ein Element der verborgenen Ausstrahlung von Dr. Zimmermann sichtbar, der den Rahmen der Dienstvorschrift mit warmem Leben füllte und einem jeden soviel als nur eben möglich vom kostbarsten Gut des Menschen ließ: von der Freiheit. Pfarrer Schulzke lobte die Festigkeit und Treue des Jubilars: „Nun sucht man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden“; Stadtdechant Schwering dankte ihm für die echte Toleranz und alle erwiesene Loyalität. Die Mitte der Feier markierte der Schülerchor:

Odi et amo: quare id faciam, fortasse requiris.
nescio, sed fieri sentio et excrucior.

In diesen Worten spiegelt sich die Ambivalenz allen irdischen Handelns, in den Vers gebannt von Catull, in Musik verwandelt von Carl Orff — Begegnung von Antike und Moderne. Dr. Klönne, der Vorsitzende des Landfermann-Bundes, überreichte als Geschenk der ehemaligen Schüler an das Landfermann-Gymnasium einen Kontrabaß. Dr. Krükel als Vertreter der ehemaligen Lehrer der Anstalt verlas eine selbst verfaßte lateinische Laudatio, nach den Gesetzen der antiken Rhetorik komponiert und von Humor gesättigt. Der Schulsprecher, Rolf Koenen, überreichte als Geschenk der Schüler ein Bild mit der Darstellung aus einer schwarzfigurigen Amphora, Achill und Ajax beim Brettspiel zeigend. Voll gepanzert, die Waffe in der Hand, sind beide Helden dennoch dem Spiel hingegeben, ständig bereit und doch dem schöpferischen *otium* geöffnet.

Direktor Rauen dankte im Namen der Eltern für all das Entgegenkommen, das Mütter und Väter bei Herrn Direktor Dr. Zimmermann gefunden haben, und übergab eine Schallplattenkassette mit Haydns „Schöpfung“.

Die Schüler dankten ihrem verehrten Direktor mit erstklassigen musikalischen Darbietungen, die den Gedanken des *otium* sinnreich umspielten. Klavier, Geige und Gesang verbanden sich mit dem Wohlklang der beiden Alten Sprachen. Die Abschiedsrede des scheidenden Direktors war eine Dokumentation bewegten Dankes, Dank an Gott, Dank an alle, die mit ihm zusammen waren, Dank vor allem an die Eltern. Mit vollen Klängen nahmen Chor und Orchester das Thema des Dankes auf. Die andächtig lauschenden Gäste applaudierten stürmisch, als Bachs „Ehre und Preis sei Gott in der Höhe“ unter der Stabführung von Herrn Oberstudienrat Steiner die würdige Feier schloß.

Daß auch der Humor nicht ausgeschlossen war, machte diese Feier letztlich so beglückend. Humorvolle Lichter vor allem machten das Wort glaubhaft, daß dies nicht eigentlich ein Abschied sei, sondern daß Herr Direktor Dr. Zimmermann der Schule immer eng verbunden bleiben werde.

Wir sagen ihm noch einmal unser aller herzlichen Dank!

GERHARD FRIES, Oberstudienrat

Besonderheiten des Englischunterrichts am altsprachlichen Gymnasium

Mit den folgenden Bemerkungen setzen wir die Reihe der Beiträge fort, in denen Fachlehrer den Standort ihres Faches am altsprachlichen Gymnasium bestimmen und aus der Unterrichtspraxis berichten.

Die Tatsache, daß mehr als 60 % des englischen Wortschatzes romanischen Ursprungs sind, läßt sich ohne große Mühe aus der Geschichte Englands ableiten und soll daher in bezug auf ihre Genese hier nicht weiter untersucht werden. So ist es dann nicht weiter verwunderlich, wenn der Quartaner am altsprachlichen Gymnasium, der bereits zwei Jahre Latein gehabt hat, im englischen Anfangsunterricht erfahrungsgemäß relativ schwierige Wörter wie *oblivion*, *remainder* oder *satisfactory* rascher erfaßt und besser behält als germanischstämmige Alltagswörter wie *already* oder *although*, und dem Obersekundaner, oder auch dem Primaner, der an einer englischen

Arbeitsgemeinschaft teilnimmt, werden Wörter griechischen, lateinischen, aber auch französischen und spanischen Ursprungs bei der Lektüre der *Times* keine Schwierigkeiten bereiten. Oft braucht er sie nicht einmal im Wörterbuch nachzuschlagen, denn für ihn sind Wörter wie *insist*, *consist*, *resist* zunächst einmal untereinander als Komposita mit demselben Grundwort, dann aber auch allgemein von der lateinischen Wortbedeutung her genügend abgestützt, d. h. sie stehen für ihn nicht als fremdartige Zeichen isoliert und daher ungestützt, beziehungslos im Raume. Derselbe Schüler steht jedoch nicht selten ratlos vor einfachsten Wortverbänden wie *to do in* oder *to put about*, die *um die Ecke bringen* und *ein Gerücht verbreiten* bedeuten. Jeder, der einmal in England, Amerika oder in einem anderen Land gewesen ist, in dem man Englisch spricht, weiß, daß nicht die romanischstämmigen *hard words*, die der in

den alten Sprachen Bewanderte mühelos durchschaut, das Englisch bestimmen, das man täglich und stündlich spricht, sondern relativ wenige, zumeist germanischstämmige Wörter, im Bereich der Verben vor allem *to be, to come, to do, to get, to give, to go, to have, to make, to put, to take*. Diese Wörter treten aber nur noch in den seltensten Fällen isoliert auf, sie wachsen vielmehr mit Partikeln (Präpositionen und Adverbien) zu festen Wortverbänden zusammen, die der Ausländer, am wenigsten der, welcher vom Lateinischen und Griechischen, aber auch vom Französischen herkommt, nicht auf den ersten Blick versteht. Nehmen wir beispielsweise das Verb *to do*, das isoliert so gut wie keine feste Bedeutung mehr hat. Diese gewinnt es erst im Wortverband. *What can I do for you?* kann noch erraten werden, bei Wendungen wie: *Watch you don't get done* (slang = cheated), *I have done with betting on horses* (= abandoned, given up), *Those shoes will hardly do for walking* (= be suitable), *The whole house has been done up* (= decorated), *I can't do with selfishness* (= tolerate) oder *Could you do with a drink?* (= would you like) jedoch wirkt oft nicht einmal der Zusammenhang klärend. Es ist ratsam, in solchen Fällen unbedingt einen Engländer oder aber ein gutes Wörterbuch zu befragen. Wie kommt es nun, daß die ungeheure Menge der romanischstämmigen englischen Wörter nur ganz spärlich im gesprochenen Englisch erscheint? Als Hauptursache für diese ungewöhnliche Erscheinung gibt Ernst Leisi (in: *Das heutige Englisch, Wesenszüge und Probleme*, Heidelberg 1964) die Dissoziation an. Er schreibt auf Seite 58: „Die deutschen Wörter *mündlich* und *Dreifuß* stehen formal nicht allein, sondern sind leicht mit anderen Wörtern in Beziehung zu bringen, mit denen sie formal und bedeutungsmäßig verwandt sind: *mündlich* mit *Mund*, *Dreifuß* mit *drei* und *Fuß*; diese Wörter sind also unter sich gewissermaßen vergesellschaftet (konsoziiert). Anders verhält es sich mit den englischen Entsprechungen *oral* und *tripod*. Diese beiden haben keine Verwandtschaftsbeziehung, die zugleich Laut und Bedeutung einschließt; die bloß lautlich Verwandten (*or* = oder, *tripe* = Kaldaunen u. a.) haben sinngemäß nichts mit ihnen zu tun, die sinngemäß verwandten (*mouth* oder *stool*) klingen vollkommen verschieden. Die Wörter *oral* und *tripod* gehören also nicht einer etymologischen (laut- und sinnverwandten) Familie an, sondern stehen allein, gleichsam asozial da. Eine Entwicklung, die in der Richtung geht, die Wörter asozial zu machen, sowie den durch sie erreichten Zustand nennen wir im folgenden Dissozia-

tion.“ Das Unbehagen des Engländers gegenüber diesen dissoziierten Wörtern wird im Bereich der Verben noch dadurch verstärkt, daß die Grundwörter wichtiger Kompositagruppen (*refer, transfer; insist, consist, resist*) nicht ins Englische herübergenommen wurden und Wörter wie *refer* und *insist* vom normalen Engländer nicht mehr als Zusammensetzungen empfunden werden, die sich, sofern sie ein gemeinsames Grundwort haben, einander stützen und erhellen. Die Folge war, daß er romanischstämmige Wörter der *high society* überließ, die sich durch deren Gebrauch gegen das Volk absetzte und noch heute absetzt (man vergleiche Shaws *Pygmalion!*), und sie durch Allerweltswörter ersetzte. So nennt die junge Mutter in Los Angeles ihren Kinderwagen nicht *perambulator* (dissoziiert!), sondern einfach *baby carriage*, und sagt nicht *analyze*, sondern *to break down*, gebraucht nicht *to resolve*, sondern *to make up one's mind*. Da nun die Zahl dieser Allerweltswörter nicht unbegrenzt ist, umkleidete man sie mit Partikeln und belastete sie darüber hinaus mit einer verwirrenden Fülle von Bedeutungen. So hat der vorhin genannte Wortverband *to break down* (= *to analyze*) noch andere Bedeutungen, die nur im Zusammenhang verständlich sind: *His car broke down* heißt: *Sein Auto streikte*; *breakdown gang* ist ein fahrender Reparaturdienst (etwa auf der Autobahn), und *nervous breakdown* ist schließlich der Nervenzusammenbruch. Daraus ergibt sich, daß der Englischlehrer am altsprachlichen Gymnasium die Energie, die durch das schnellere Erfassen der *hard words* bei den Schülern frei wird, auf das Erlernen der zumeist germanischstämmigen Wortverbände vom Typ *He knew how to break in horses* (= train, discipline) lenken muß. Erfahrungsgemäß ist dies nicht einfach. Die beinahe klinische Sauberkeit der lateinischen Grammatik verführt den Schüler am altsprachlichen Gymnasium häufig zu Bildungen, die auf dem Grundsatz der Analogie beruhen, im Lateinischen sinnvoll und möglich, im Englischen dagegen unsinnig sind. So ist die Wendung *He took the dog in* klar. Der Satz heißt: *Er nahm den Hund herein*. Bilde ich jetzt analog dazu *He took his brother in*, so ist die Bedeutung nicht mehr fest. Der Satz kann heißen: *Er nahm seinen Bruder herein*, ein Engländer kann ihn aber auch anders verstehen: *Er legte seinen Bruder herein, er betrog seinen Bruder*. Man muß den Wortverband also geschlossen lernen und verwenden, ihn gleichsam weiterreichen wie eine Münze, ohne zu fragen, warum die einzelnen Zeichen auf der Münze so und nicht anders angeordnet sind. Der Hang, dennoch den englischen Satz vom einzel-

nen Wort her zu organisieren, führt am Anfang gerade die intelligentesten Schüler dazu, grammatisch „richtige“ und dennoch unsinnige englische Sätze zu bilden. Ein Satz wie *He ate for three men* ist grammatisch (im Sinne der lateinischen Grammatik) „richtig“, sagt dem Engländer jedoch nichts. Er würde eher sagen: *He ate heartily* oder *He overate himself*. *He ate for three men* ist dagegen eine unzulässige Lehnübersetzung aus dem Deutschen (Germanismen genannt). Ebenso häufig sind im Anfangsunterricht und auch noch später Fehler durch Analogiebildung in der Rechtschreibung. Kennt der Schüler das Wort *spread* (Aussprache: *spred*) und hört später das Wort *led* (= er führte), so wird er es analog zu *spread* gleichfalls mit *ea* schreiben, was natürlich falsch ist und zudem noch die Verwechslung mit dem Präsens desselben Wortes und dem Substantiv *lead* (= Blei) nahelegt. Während man im Lateinischen, Französischen und Spanischen im Regelfall schon nach sechs Wochen Diktate schreiben kann, ohne daß die Fehlerzahl ins Ungemessene stiege, muß im Englischen jedes Wort als geschlossenes optisches Zeichen in das Gedächtnis eingedrückt werden. Deshalb empfiehlt es sich auf jeder Stufe, sich das Wort als Ganzes zu merken und in einem einzigen Zug hinzuschreiben. Gelingt dies nicht, muß der Lernende noch einmal das Wort eingehend betrachten, bis es ihm als unzertrennliche Einheit gegenwärtig ist. Im Englischen ist also die Ganzheitsmethode der einzige Weg zur richtigen Schreibung, die deshalb so sehr von der Aussprache abweicht, da sie um 1460 etwa

bereits fixiert wurde und somit die folgenden Lautveränderungen nicht mehr registrieren konnte. Solange ein Schüler die vordergründig und wesentlich *idiomatische* Struktur des Englischen, d. h. die Bedeutung der festen Buchstaben- und Wortverbände nicht begriffen hat, wird er zu keiner echten Leistung fähig sein. Überdies ist er auch im Bereich der romanischstämmigen Wörter vor Überraschungen niemals sicher. Das gilt vor allem für die mit Präpositionen und Adverbien verbundenen Verben, bei denen die nachfolgende Partikel häufig nicht der mit dem Verb am Anfang fest verschmolzenen lateinischen Partikel entspricht. Es müßte heißen: *to depend from*, es heißt aber: *to depend on*. Richtig wäre *to disagree from*, man sagt aber: *to disagree with*. Das liegt zum Teil daran, daß Wörter wie *disagree* oder *depend* als nicht zusammengesetzte Wörter empfunden wurden. Diese Wortverbände müssen also sorgfältig erfaßt und gründlich gelernt werden. Auch bei Wortbedeutungen sind Kurzschlüsse möglich. So bedeutet *sensible* nicht, wie man erwarten könnte, *empfindlich*, *dünnhäutig*, sondern *vernünftig*, und *pathetic* kann sowohl *pathetisch*, *rührend*, *ergreifend* als auch *bemitleidenswert*, *kläglich* bedeuten.

Daß das heutige Englisch sich nur noch bedingt mit den Kategorien des Lateinischen erfassen läßt, macht es am altsprachlichen Gymnasium zu einem fruchtbaren Gegenüber, an dem das Selbstverständnis der alten Sprachen wachsen kann.

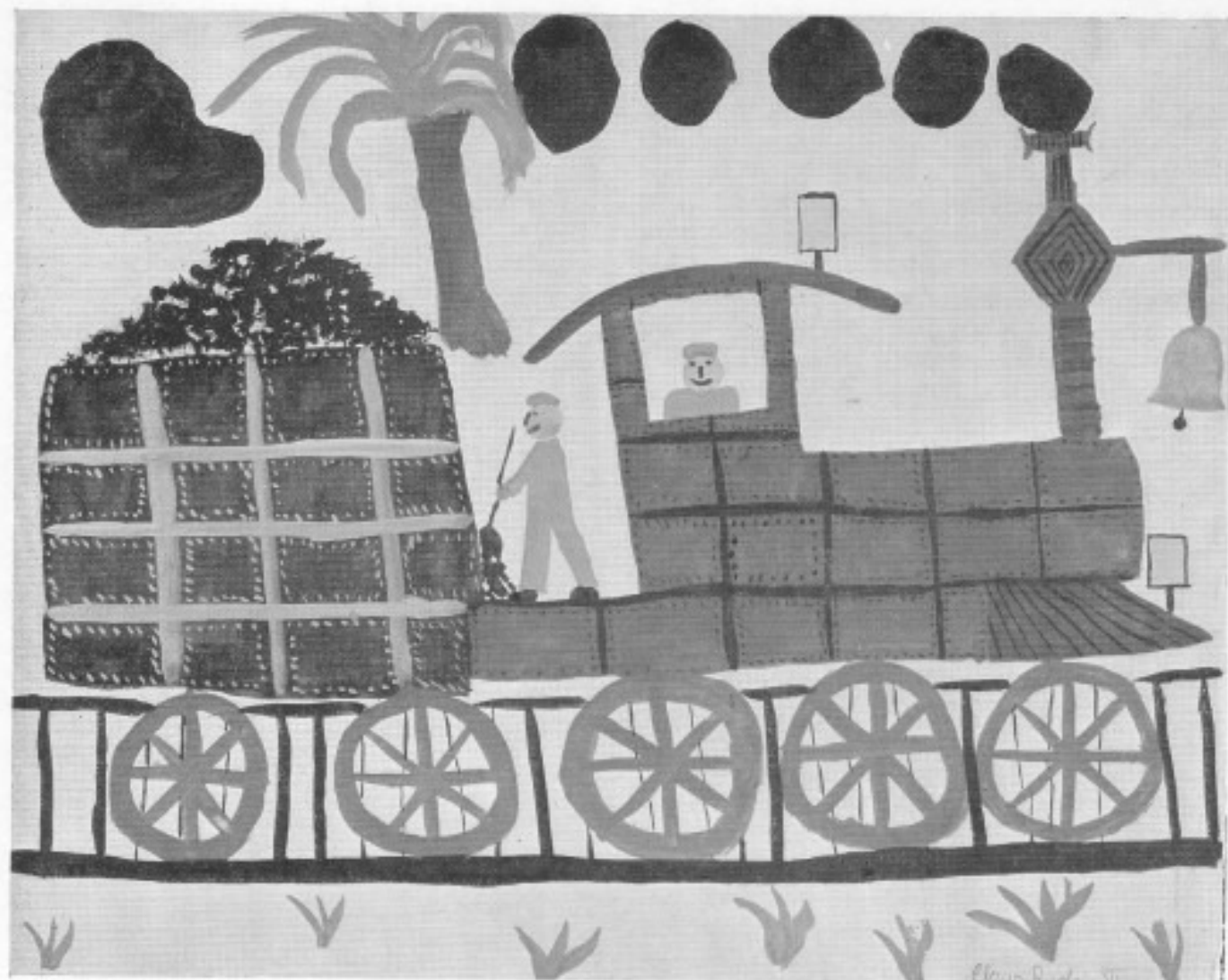
DR. HOFFMANN

NICHT NUR EINE Hundegeschichte

Mit dem Beitrag eines Untertertianers zu Thomas Manns Erzählung „Herr und Hund“ wollen wir daran erinnern, daß der große Schriftsteller vor zehn Jahren, am 12. August 1955, in Zürich gestorben ist. Am 6. Juni 1965 hätte sich sein Geburtstag zum 90. Male geföhrt.

Als ich daran ging, Thomas Manns Erzählung „Herr und Hund“ zu lesen, konnte ich mich eines Gähnens nicht enthalten. Was mochte das für eine langweilige Hundebeschiebung sein? Viel lieber hätte ich ein spannendes Buch, das ich in der Pfarrbücherei ausgeliehen hatte, begonnen. Aber ich wurde angenehm enttäuscht. Die Erzählung besticht durch ihre genauen

Schilderungen, die jeden Gegenstand, sei es ein Blatt oder sogar die „Leiche“ eines Schnürschuhs, vor dem Auge des Lesers lebendig erscheinen lassen. Besonders Bauschan, der Hund, gewinnt Leben, und man sieht ihn in seiner ganzen bäuerischen Kraft vor sich, wenn er einem Hasen nachschießt und dann doch der Betrogene ist, weil der Hase einen Haken geschlagen hat. Ich staunte über die Kunst des Dichters, Dinge lebendig werden zu lassen, denn das war mir noch in keiner anderen Erzählung so deutlich geworden. Schon der erste Satz, der eine kunstvolle Einleitung zu der Geschichte bildet, weil er bereits deren Fröhlichkeit, Frische



Man beachte, wie souverän der kleine Sextaner die Welt der Apparate dem Gesetz des poetischen Auges unterwirft: beinahe leicht fährt die Lokomotive durch die luftige Landschaft, auf dem Kohlenwagen entfaltet sich ein schönes Muster, und unbekümmert um photographische Genauigkeit zerteilt der junge Maler den Rauchschwefel, der aus dem Schornstein kommt, und gliedert ihn zu einer lockeren Kette dicker Kugeln, weil die Harmonie des Bildes es so fordert. Daß der Sextaner unbewußt mit den Bildgegenständen schaltet, macht seine Arbeit so beglückend selbstverständlich.

und Frühling atmet, erheiterte meine Miene. Aber bald erkannte ich, daß noch etwas anderes da ist, was die Erzählung Manns lesenswert macht, etwas, das schon in einer anderen Geschichte, die ich von ihm kenne, dem „Eisenbahnunglück“, vorherrscht: Der Humor und die feine Ironie zwischen den Zeilen. Schon auf der zweiten Seite, als die Trikotzehen des Grafen von Moor in einem Vergleich zu den Strohhalmen zwischen Bauschans Zehen genannt werden, entfuhr mir unwillkürlich ein Lachen. Und das hält beim Lesen der merkwürdigen Abenteuer Bauschans an und wird noch bestärkt durch die Vermenschlichung des Hundes. Ohne den Humor des Dichters könnte man die Beschreibung des

großen Jagdgeländes auch nicht mit Spannung und Freude lesen.

Und dann die Ironie! Sie wird besonders in einer Szene deutlich, in der wirklich alles in einer geschliffenen Sprache von der Feder des Dichters aufs Korn genommen wird. Bauschan hinterließ Blutspuren, und nach genauer, aber ergebnisloser Untersuchung seitens der Familie Mann ward seine Einlieferung in die tierärztliche Klinik beschlossen, wie sich Mann ausdrückt. Schon dieser Satz läßt den Spott ahnen, der die Szene beherrscht. Besonders die Schilderung des Warteraumes, in dem verschiedene Hunde „nebst“ Besitzern auf ihre sachkundige

Behandlung warten, erheiterte mich. Mann beschreibt z. B. einen russischen Windhund, der „von Zeit zu Zeit einen vornehm krächzenden Husten vernehmen läßt.“ Darin — so meine ich — liegt auch die Ironie, daß die Hunde manchmal wichtiger zu sein scheinen als ihre Besitzer, und überhaupt in der Vermenschlichung der Tiere, angefangen bei Bauschan selbst bis zu den Enten, die Thomas Mann bürgerlich und behäbig nennt. In einer Szene ist Mann allerdings so ironisch, daß er unglaublich wirkt: Ein Schaf „vergaßt“ sich in Bauschan und läuft ihm nach, und ein verrücktes kleines

Mädchen schreit hinterher und strampelt mit den Füßen auf den Boden. Trotzdem, als ich das Buch zuklappte, wünschte ich beinahe, es gäbe noch eine Fortsetzung; wobei ich übrigens bemerken will, daß der Schluß — „denn die Suppe steht auf dem Tisch“ — mir das letzte Lachen entlockte. —

Die Erzählung hinterließ in mir eine gewisse Hochachtung vor dem Dichter, der etwas Seltenes besaß: Den Blick für das Kleine und scheinbar Unwichtige.

JOSEF BRUGGEMANN UIHC

MEINE SCHULERINNERUNG AN

Amerika

Das amerikanische Schuljahr beginnt Anfang September und endet etwa Mitte Juni. Dazwischen liegen die fast dreimonatigen Sommerferien. Es wird in den meisten Teilen der USA während der Sommermonate so heiß, daß man es dann nur in denjenigen Schulen (wie auch in sonstigen öffentlichen Gebäuden), die mit Luftkühlanlagen ausgestattet sind, aushalten kann. Und bisher gibt es nur wenige Schulen, die derartige Einrichtungen besitzen. Im Winter dagegen gibt es manchmal Tage, wo der Schnee bis zu 1 m hoch liegt. Dann tönt etwa eine Stunde vor Schulbeginn im ganzen Ort die Sirene, um anzuzeigen, daß an dem betreffenden Tage der Schulunterricht ausfällt.

In Amerika geht man nicht so viel zur Schule wie in Deutschland, denn ungefähr ein Drittel des Jahres sind Ferien oder Feiertage (Holidays). Auch ist der Samstag ein schulfreier Tag.

Der Unterricht beginnt um neun Uhr. Die Schüler, soweit sie nicht in unmittelbarer Nähe der Schule wohnen, werden mit fahrplanmäßigen Schulbussen kostenlos zu ihrer „Arbeitsstätte“ befördert. Von kurzen Pausen unterbrochen, läuft der Unterricht bis 12 Uhr, dann gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder man geht während der einstündigen Mittagspause nach Hause; oder diejenigen, die weiter entfernt wohnen, essen in einer modern eingerichteten Schulkantine zu Mittag für nur 30 Cents pro Mahlzeit, das ent-

spricht etwa DM 0,50. Hierfür bekommt man eine vollständige warme Mahlzeit mit Milch und Nachtisch.

Um 13 Uhr beginnt der Unterricht erneut. Jetzt macht man seine Schularbeiten. Der Unterricht — man nennt diesen Teil „social studies“ — ist aufgelockerter als am Vormittag, und man darf sich z. B. mit seinen Mitschülern sachlich unterhalten. Um 15 Uhr ist Schulschluß. Die weit von der Schule entfernt wohnenden Schüler werden wiederum mit Autobussen nach Hause gefahren, alle übrigen gehen zu Fuß, wobei man meistens unterwegs bei einem Kameraden zum gemeinsamen Spiel Einkehr hält, oder aber man hat fürs Elternhaus ein paar Einkäufe zu tätigen.

Unsere große, wie ein Theater anmutende Schulaula hatte eine regelrechte Bühne mit fahrbaren Kulissen, Vorhängen und Beleuchtungsanlagen. Neben festtäglichen Zusammenkünften führt hier jede Klasse ein- oder mehrmals im Jahr ein Bühnenstück oder eine musikalische „Show“ auf. So gewöhnen sich die Schüler von jung auf an das Schauspielen und Vorführen und haben, wenn sie vor den Zuschauern stehen, keinerlei Hemmungen. Ich selbst habe bei verschiedenen Aufführungen mitgewirkt, einmal mußte ich sogar den Präsidenten George Washington spielen und dabei ein selbstverfaßtes Gedicht aufsagen.

Zeugnisse gibt es drüben häufiger als in Deutschland — nämlich fünfmal im Jahr. Man nennt sie „Report Cards“, wodurch die Eltern laufend über die Leistungen ihrer Sprößlinge informiert werden. Die Bewertung erfolgt nach einem Punktsystem; z. B. sind 100 Punkte (= 100 %) der deutschen Zensur „sehr gut“ gleichzusetzen. 90—95 Punkte bedeuten „gut“, 85—89 Punkte „genügend“, usw.

Mit dem Besuch des Kindergartens beginnt für die Fünfjährigen die Schulzeit, gefolgt von sechs Jahren Volksschule, „Public School“ genannt. Dann kommt eine Art Oberschule, die sog. „High School“. Diese ist in zwei Abschnitte aufgeteilt: 2 Jahre „Junior High School“ und 4 Jahre „Senior High School“. Das Ziel ist eine Abschlußprüfung („High School Graduation“), die mit aufwendigem Zeremoniell gefeiert wird. Sie ist freilich dem deutschen Abitur nicht gleichzusetzen.

Nun kann man, wenn man seine schulische Ausbildung fortsetzen möchte, für vier Jahre auf ein „College“ gehen, eine Art Zwischenstufe zwischen einem deutschen Gymnasium und einer deutschen Universität, da die zwei ersten Jahre auf dem amerikanischen „College“ etwa

der deutschen Unter- und Oberprima entsprechen. An der Tatsache, daß es in Amerika mehr als 1500 „Colleges“ gibt, kann man bereits ermessen, ein wie großer Prozentsatz der Jugendlichen von der „High School“ in ein „College“ überwechselt.

Bekanntlich sind drüben die Volksschulen und die Oberschulen „Co-educational“, das heißt, sie werden von Jungen und Mädchen gemeinsam besucht. Für „Colleges“ trifft dies jedoch nur zum Teil zu.

Dem Sport und der Pflege von „Hobbies“ wird während der gesamten Schulzeit ein größerer Raum gegeben als hier. So gehört z. B. das Autofahren-Lernen zu den Pflichtfächern der Oberschulen.

Wenn ich auch zugebe, daß es wahrscheinlich auf den deutschen Schulen im Unterricht etwas strenger und gründlicher zugeht als in Amerika, so hat doch das amerikanische Schulwesen seine größeren Annehmlichkeiten. Jedenfalls habe ich diesen Eindruck während meiner fast vierjährigen Schulzeit in Amerika, in dem Städtchen Floral Park, auf Long Island, im Staate New York, gewonnen.

ERNST CHRISTOPH STAUDER IVb

Albert Camus: „DER FREMDE“

Zur Erzählung
des Nobelpreisträgers

Der Stil ist Kafka ähnlich; es sind kurze, schmucklose Sätze, die oft im Zeitlupentempo vorwärtzuschreiten scheinen. Von Kafka unterschieden ist die Weise des Ich-Berichts, die Beziehung zum schreibenden Autor ist dadurch noch unmittelbarer. Die Erzählung besteht aus zwei Teilen. Der erste berichtet von einem wirklichen Ereignis mit allen seinen Seltsamkeiten, der zweite von der Spiegelung des Ereignisses in den Augen der Menschen, der Beurteilung durch die Zeitgenossen, von der Umdeutung durch die Justiz und dem unerwarteten Ende durch das Fallbeil. „Der Fremde“ hat bei Be-

ginn der Erzählung den Zustand, zeitlos zu leben, einem Gegenstand ähnlich zu sein, eins zu sein mit der Welt, erreicht.

Der Erzähler (Meursault) erhält ein Telegramm, daß seine Mutter im Altersheim von Marengo, 40 Kilometer von Algier, gestorben sei. Der Chef gibt ihm widerwillig Urlaub; er ißt noch, wie immer, im Restaurant seines Freundes Cèleste zu Mittag. Im Altersheim empfängt ihn der Pförtner, der ihm sein Beileid ausspricht und ihm versichert, wie gut er es verstehe, daß der Sohn die Mutter der Pflege des Heims an-

vertraut habe. Er tritt in die kleine Totenhalle und steht vor dem Sarg, aber er will ihn nicht öffnen lassen, obwohl die Schrauben nur leicht angezogen sind. Die Krankenschwester am Sarge hat das Gesicht verbunden; sie ist vom Krebs befallen. Alsdann erzählt der Pförtner seine Geschichte und bietet dem Trauernden eine Tasse Milchkaffee an. In die Halle treten die Freunde der Verstorbenen. Er betrachtet sie alle: dicke Frauen und hagere Männer. Eine der Frauen weint sehr und läßt sich nicht trösten. Inzwischen wird er müde, so daß der Pförtner ihn mitnimmt. Die Leute des Beerdigungsinstitutes kommen, aber auch jetzt will er die Mutter nicht noch einmal sehen. Der Pfarrer erscheint, der Sarg wird fest geschlossen. Das kleine Begräbnis findet statt; außer den Trägern sind nur der Heimleiter, eine aus dem Heim abgeordnete Schwester und der Freund der Mutter anwesend. Nach dem Begräbnis fährt er in die Lichterstadt Algier zurück, „und ich dachte daran, daß ich gleich zu Bett gehen und zwölf Stunden schlafen würde“. Aber es geschehen dann schwer begreifliche Dinge. Er hat zwei freie Tage, den Samstag und den Sonntag. Er geht zum Baden und trifft im Wasser Maria Cardona, die früher Stenotypistin in seinem Büro war. Man geht in einen lustigen Film mit Fernandel. Alsdann beginnt wieder die Arbeit im Büro. Der Chef fragt nach dem Alter der Mutter. „Um mich nicht zu irren, antwortete ich: so ungefähr sechzig Jahre.“ Er ißt wieder bei Céleste; zu Hause trifft er auf Salamano, der einen rüdigigen Hund besitzt. Sein zweiter Flurnachbar, Raymond Sintès, nennt sich Magazinverwalter. Er hat gerade eine Schlägerei gehabt und sieht entsprechend aus. Sein Gegner ist der Bruder seiner Geliebten, die ihn betrogen hätte. Raymond will seinen Rat, aber er weicht aus. Er „verstünde durchaus, daß er ihr einen Denkkettel geben wollte“. Er läßt sich herbei, für den schreibunkundigen Raymond an die falsche Geliebte einen Brief zu schreiben. Es folgt eine Woche der Arbeit. Er geht ins Kino und trifft Maria. Sie gehen baden. Die kleinen Ereignisse zu Hause werden sorgfältig registriert. Dazu gehört, daß Raymond seine Geliebte verprügelt. Ein

Schutzmann erscheint und zwingt den Täter, sich ordentlich aufzuführen. Raymond ruft im Büro an, er solle den Sonntag mit ihm zusammen in seiner Blockhütte in der Nähe von Algier verbringen. Fast gleichzeitig bietet ihm der Chef eine Stelle in Paris an. Am selben Abend fragt Maria ihn, ob er sie nicht heiraten wolle. „Ich antwortete ihr, das wäre mir einerlei.“ Eine ähnliche Antwort erhält der Chef von ihm. Inzwischen ist er wieder bei Céleste, und von dem alten Salamano hört er, daß er seinen Hund verloren habe. Mit Raymond und Maria verbringt er einen Tag am Strand. Auch Raymonds Freund Messon hat sich eingefunden. Zwei Araber erscheinen in blauen Arbeiteranzügen, sie fangen eine Schlägerei an. Raymond wird durch einen Stich in den Arm verletzt. Man trennt sich, und die Gefahr scheint gebannt zu sein. Aber danach finden sie die Araber wieder; sie machen einen ganz ruhigen und fast friedlichen Eindruck. Raymond greift nach seinem Revolver, aber Meursault gelingt es, den Revolver selbst in die Hand zu bekommen und den aufgeregten Freund vor einem unklugen Schritt zu bewahren. Sonnenbrand, Angst und Ungewißheit machen die Sinne unklar. Sie wissen, daß die Araber im Besitz von Messern sind, und sollten sie sie ziehen, so ist die Verteidigung das Gegebene. Tatsächlich tut es einer von ihnen und zeigt das Messer in der Sonne. Da geschieht das Verhängnisvolle: „Mein ganzes Sein war Spannung, und meine Hand umkrallte den Revolver. Der Hahn löste ich, ich berührte den Bauch des Kolbens, und alles begann in dem zugleich harten und betäubenden Lärm. Ich schüttelte Schweiß und Sonne von mir. Ich begriff, daß ich das Gleichgewicht des Tages, das ungewöhnliche Schweigen eines Strandes gestört hatte, an dem ich glücklich gewesen war. Dann schoß ich noch viermal auf einen leblosen Körper, in den die Kugeln eindringen, ohne daß man es sah. Es waren gleichsam vier kurze Schläge an das Tor des Unglücks.“ Die Schüsse rütteln den Erzähler indessen aus seinem negativen Zustand auf. Er wird sich bewußt, daß er etwas Unwiderrufliches getan hat.

Was sich in diesen Tagen ereignet hat, kommt in verwandelter Gestalt auf ihn zurück. Der Mord bringt alles in Bewegung. Wir finden ihn zu Beginn des zweiten Teils im Mechanismus der Justiz: man verlangt von ihm, daß er sich einen Anwalt bestellt, und dieser erklärt seinen Fall für heikel. Er muß sein Leben aufrollen. Man stellt fest, daß seine Mutter im Altersheim gestorben sei — schon dies legt kein gutes Zeugnis für seinen Charakter ab — und dann habe er am Tage des Begräbnisses Gefühlslosigkeit an den Tag gelegt. Die Fragen des Anwalts drängen in sein Inneres ein, und was als Aussage formuliert wird, dient nicht zu seiner Entlastung. Die Ereignisse des Tages werden noch einmal geschildert. Raymond, der Strand, das Bad, der Streit, wieder der Strand, die Sonne, die fünf Schüsse. Als den dunkelsten Punkt betrachtet das Gericht den Umstand, daß auf den tödlichen Schuß nach einem Abstand die übrigen Schüsse gefolgt seien. Noch nie habe er, meint der Untersuchungsrichter, eine so verhärtete Seele erlebt. Die Voruntersuchung dauert elf Monate.

Für die Zeitungen wird seine Sache ein ebenso großer Fall wie die Verhandlung über einen Vatemörder, die mit der seinen gekoppelt ist. Bei der Hauptverhandlung werden die Zeugen vernommen, sie geben zum Teil ungünstige Auskunft. Für unbegreiflich wird gehalten, daß er das Alter der Mutter nicht genau anzugeben wußte. Der Pförtner teilt mit, er habe angesichts der toten Mutter geraucht, getrunken und sich Milchkaffee geben lassen, was im Saale Empörung hervorrufft. Der Anwalt kommt mit seinen Argumenten nicht durch, desgleichen werden diejenigen Zeugenaussagen, die ihn entlasten können, nicht beachtet. Schwer ins Gewicht fällt die Feststellung, daß er die Zeugin Maria am Tage nach dem Tode der Mutter eigentlich erst kennengelernt, dann mit ihr das Kino besucht und sich im Bade mit ihr getroffen habe. Sein Verhältnis zu Raymond macht ihn außerdem zu einem Komplizen eines üblen Zuhälters. Daß es sich bei den einzelnen Ereignissen um „Zufälle“ gehandelt habe, erscheint

ebenso wenig glaubhaft wie die Tatsache, daß ihm die Schüsse auf den Araber selbst unbegreiflich sind. Das Plädoyer des Staatsanwaltes verkoppelt seinen Fall mit dem des Vatemörders und macht ihn damit zu einer Art Muttermörder. Während sich Meursault diese Rekonstruktion anhört, fängt er an zu merken, daß er zum Tode verurteilt werden wird, weil er am Begräbnis seiner Mutter nicht geweint hat. Und in gewissem Sinne trifft das zu. In Wahrheit wird er, wie Camus selber sagt, verurteilt, „weil er sich nicht an die Spielregeln hält“. Er ist ein Fremder in der Gesellschaft, weil er sich weigert, ihren Vorschriften und Riten irgendwelche Konzessionen zu machen. Er findet nichts Besonderes dabei, daß er kurz nach dem Tod seiner Mutter im Kino ein Lustspiel anschaut. Und wenn wir die Dinge von seinem Standpunkt aus betrachten, stimmen wir beinahe völlig mit ihm überein. Er ist der Mensch, der sich weigert, zu heucheln. Meursaults Haltung macht nur deutlich, wie willkürlich und oberflächlich die Konventionen sind, mit denen wir die wesenhafte Unverständlichkeit des Lebens bemänteln, so daß wir z. B. den Eindruck haben können, es genüge, am Lager eines Toten nicht zu rauchen.

Unmittelbar nach seiner Verhaftung tritt Meursault in eine neue, zeitlose Welt ein, den endlosen, gleichförmigen Gefängnistag. Nun entdeckt er drei unerschöpfliche, doch vollkommen in sich geschlossene subjektive Welten: die Welt der Erinnerung, die Welt des Schlafs und die Welt der menschlichen Einsamkeit. So „schlägt er die Zeit tot“, indem er ein gleichsam zeitloses Dasein führt, ein Dasein jedoch, das ihm nur teilnahmlose Traurigkeit bringt. In seinem Gefängnis wird sein Gesicht für ihn selbst zum Gesicht eines Fremden, eines Ausgestoßenen. Im Gefängnis besucht ihn der Geistliche. Den Ungläubigen tritt der Gläubige gegenüber. Eine Grenze ist erreicht, an der Entscheidungen gefällt werden müssen. Kündigt die Sinnlosigkeit einen verborgenen Sinn an oder das Gegenteil? Der Priester sagt mit einer Stimme, die ihm plötzlich müde vorkam: „Aus all diesen Steinen

tropft Schmerz, das weiß ich. Ich habe sie nur immer voller Angst betrachtet. Aber in der Tiefe des Herzens weiß ich, daß die Elenden unter euch aus ihrem Dunkel ein göttliches Gesicht haben aufleuchten sehen. Und dieses Gesicht sollen sie erkennen." Als er dem Verhärteten erklärt, er werde für ihn beten, wird der Erzähler zum erstenmal aus seiner Teilnahmslosigkeit gerissen. „Er schrie... keine seiner Gewißheiten wäre eine Frauenhaar wert. Er wäre nicht einmal seines Lebens gewiß, denn er lebte wie ein Toter. Es sähe so aus, als stünde ich mit leeren Händen da. Aber ich wäre meiner sicher, wäre in allem sicher, sicherer als er, sicher meines Lebens und des Todes, der mich erwartete... Nichts, nichts wäre von Bedeutung, und ich wüßte auch warum. Und das wüßte auch er. Während dieses ganzen absurden Lebens, das ich geführt hätte, wehte aus der Tiefe meiner Zukunft ein dunkler Hauch zu mir durch die Jahre, die noch nicht gekommen waren, und dieser Hauch machte auf seinem Weg alles gleich... was kümmerte mich sein Gott, was das Leben, das man sich wählt, das Geschick, das man sich aussucht, da ein einziges Geschick mich aussuchen mußte... Verstand er das? Auch die anderen müßte man eines Tages

verurteilen. Auch ihn würde man verurteilen. Was läge daran, wenn er, des Mordes angeklagt, hingerichtet würde, weil er beim Begräbnis seiner Mutter nicht geweint hatte?...“ Der Geistliche verabschiedet sich mit Tränen. Der Verurteilte will trotzig und hellsichtig als glücklicher Mensch aus dieser Welt gehen. „Als hätte dieser heftige Zorn das Böse aus mir getrieben, mir alle Hoffnung genommen, erschloß ich mich angesichts der von Zeichen und Sternen erfüllten Nacht zum erstenmal der zärtlichen Gleichgültigkeit der Welt. Nun ich sie... endlich als brüderlich empfand, merkte ich, daß ich glücklich gewesen, daß ich noch glücklich war. Damit sich alles erfüllt... brauche ich nur noch eins zu wünschen: viele Zuschauer am Tage der Hinrichtung, die mich mit Schreien des Hasses empfangen.“

Im „Fremden“ gibt Camus zu verstehen, daß es angesichts des Absurden keinem Menschen erlaubt ist, sich mit passivem Existieren zu begnügen. Wer es versäumt, nach dem Sinn des Lebens zu fragen, verurteilt sich selber als Individuum und die ganze Welt zum Nichts.

FRITZ PABEL OIIa

Abiturientia 1965

OIa

Klassenlehrer: OStR Dr. Turowski

Manfred Cuypers	Jurist
Karl Daniel	Journalist
Friedrich Eich	Arzt
Detlev Gang	Arzt
Günter Gehentges	Theaterwissenschaftler
Hans-Günter Herbrand	Apotheker
Gerd Leder	Germanist
Hans-Werner Lerche	Wirtschaftswissenschaftler
Harald Möller	Arzt
Ulrich Mühlen	Psychologe
Henrik Reuter	Arzt
Fritz Rohde	Jurist
Axel Weimann	Arzt

OIb

Klassenlehrer: OStR Meyer

Horst Blokwitz	Philologe
Rainer Grille	Diplomkaufmann
Walter Hausmann	Offizier auf Zeit
Harald Heine	Jurist
Adalbert Immer	ev. Theologe
Hans-Jürgen Klüppel	Diplomchemiker
Alfons Müller	Diplomingenieur
Siegbert Pfister	kath. Theologe
Hans-Jürgen Schönstädt	kath. Theologe
Stefan Schwanenberg	Diplomvolkswirt
Klaus-Friedrich Stöppler	Architekt
Heinz-Gerd Weiß	Volksschullehrer
Ralf Westermann	Arzt
Wolfgang Wiemer	Arzt
Klaus Willersen	Diplomvolkswirt

Ad multos annos!

Am 24. 8. 1965 wurde Präsident Dr. Werner Brand, Chef des Verwaltungsgerichts Gelsenkirchen, dessen Rechtsprechung rund drei Millionen Bürger des Reviers unterstehen, 60 Jahre alt. Werner Brand besuchte als dritter von vier Brüdern unsere Schule und bestand 1924 das Abitur. Wir wünschen Dr. Brand Gottes Segen für seine verantwortungsvolle Tätigkeit als „Schiedsrichter“ in dem schwierigen Grenzbe-
reich zwischen den Belangen des Bürgers und der Macht des Staates.

Aus dem Leben der Schule

Am 25. 9. 1964 trugen wir Fräulein Wini Böhner auf dem Duisburger Waldfriedhof zu Grabe. Beinahe 18 Jahre war sie als Sekretärin am Landfermann-Gymnasium tätig. Ein widriges Geschick raffte sie dahin, kurz bevor sie zusammen mit Direktor Dr. Zimmermann in den verdienten Ruhestand treten wollte. Ihre Wärme und Güte, ihre Hilfsbereitschaft und vor allem ihre mütterliche Sorge um die Schüler werden unvergessen bleiben. Ihrer Nachfolgerin, Frau Frielinghaus, wünschen wir eine ersprießliche Arbeit an unserer Schule.

Am 2. 12. 1964 fand in der vollbesetzten Aula der traditionelle vorweihnachtliche Musikabend statt. Oberstudienrat Steiner hatte ein Programm erlesener Kammermusik zusammengestellt, die — von souverän musizierenden Schülern dargeboten — einen nachhaltigen Eindruck bei den Zuhörern zurückließ.

Am 3. 4. 1965 begrüßte Dr. Krükel in seiner wohlhabgewogenen Laudatio im Namen der

praeceptores pristini den scheidenden Leiter der Schule, Oberstudiendirektor Dr. Zimmermann, mit folgendem einleitenden Satz: „Gratias agunt hoc die sollemni missionis honestae, toti scholae nostrae et tristi et acerbo, viro illustrissimo et spectatissimo Doctori Zimmermann, Gymnasii nostri Tuiscoburgensis rectori benevolentissimo, omnibus discipulis nec non praeceptoribus dilecto, cum aliarum litterarum tum et Latinae et Graecae linguam peritissimo, eidemque ex animo optant et ominentur laeta et iucunda in omnes otii annos, quem cumulet Deus bonis quam plurimis multosque annos servet et incolumem et sanum et felicem, Gymnasii nostri praeceptores pristini.“

In der Gesellschaft Kasino fand am 8. 4. 1965 ein Essen statt, zu dem das Kollegium der Schule Direktor Zimmermann eingeladen hatte. Dr. Zimmermann dankte nicht nur für die Anerkennung und Freundschaft der letzten Tage, sondern wollte seinen Dank bezogen wissen auf die ganzen dreizehn Jahre seiner Amtsführung. Er fühle sich, so führte er weiter aus, nicht als ein Verabschiedeter und komme sehr gern der Bitte nach, weiter am Leben der Schule teilzunehmen. Abschließend äußerte er den Wunsch, die in den langen Jahren bewiesene Einmütigkeit möge erhalten bleiben und sich als immer stärker erweisen, so daß das Landfermann-Gymnasium eine feste Burg des Humanismus werde: „Ich wünsche der Schule weiter die guten Erfolge, die sie in ihrer über 700 Jahre alten Tradition aufzuweisen hat.“

Am 24. 5. 1965 wurde der neue Leiter unserer Schule, Oberstudiendirektor Dr. Domagalla, von Oberschulrat Schneider in sein Amt eingeführt. Oberstudienrat Reiß entbot die Grüße des Kollegiums und gab der Versicherung Ausdruck, daß es zu einer guten Partnerschaft zum Wohle des Gymnasiums und seiner Schüler kommen werde. Auf die feierliche Einführung, die am 21. 10. 1965 stattfand, werden wir in unserer nächsten Ausgabe ausführlich zu sprechen kommen.

Todesfälle:

Dr. med. Heinrich Bonmann 22. 2. 89 — 11.11. 63
Dieter Gaßmann 31. 8. 41 — Okt. 63
Adolf Kemper 7. 6. 12 — Jan. 64
Dr. med. J. E. Müller 29. 5. 83 — 18. 4. 64
Dr. med. Josef Stangenberg 2. 8. 64
Dr. med. Isfried Topp 28. 6. 64
Dr. Emanuel Albers 20. 3. 68 — 2. 1. 65
Dr. phil habil. Friedrich Steinecke, Professor der
Universität Königsberg 17. 3. 92 — 18. 4. 65

Hochzeiten:

Dr. Horst Hußmann — Renate Kurz 18. 4. 64
Dr. Dieter Schwagereit — Eva Schmid 25. 4. 64
Wolfgang Giere — Elke Johanna Engelmann
7. 3. 64
Matthias Rothkranz — Ursula Strater 31. 3. 65

Söhne:

Horst 14. 5. 64 Amtmann Wilhelm Bicker und
Frau Elfriede
Georg Daniel Andreas 24. 10. 64 St.Ass. Georg
Nollert (1954) und Frau Gudrun, geb. Schwerdt-
feger

Einladung!

**Wir laden alle Freunde und Ehemaligen
des Landfermann-Gymnasiums, besonders
herzlich auch die Friderizianer, zu der
diesjährigen Verabschiedung der Abitu-
rianten ein. Wir treffen uns am 26. Februar
1966 um 20 Uhr im Duisburger Hof.**

Töchter:

Monika Anna April 64 Dr. jur. Hans Joachim
Wiemer (1954) und Frau Katharina, geb. Kraut-
wig
Almut Susanne 15. 7. 64 Dr. Jochen von Schwed-
ler (1954) und Frau Holle, geb. Gross
Katharina 20. 8. 64 RA Karl Vogt (1952) und
Frau Erika, geb. Rick
Susanna 7. 12. 64 Dr. phil. habil. Ernst Vogt (1950)
und Frau Monika
Christa 15. 1. 65 Dipl.-Ing. Ludger Langen und
Frau Inge, geb. Bretschneider

Priesterjubiläum:

Pfarrer Werheit Juni 64

Promoviert:

Dr.-Ing. Hans-Wilhelm Theisges 4. 7. 64

Ordination:

Pfarrer Engelbert Sieger 28. 3. 65

Richtigstellung

In der letzten Nummer des Landfermann-Blattes
wurde von uns der Tod von Herrn **O n n e n**
S c h w e e r s bekanntgegeben.

Diese Meldung ist falsch.

Herr. Dr. med. **O n n e n S c h w e e r s** erfreut sich
guter Gesundheit.

Wir sind nicht in der Lage, Gründe für diesen
peinlichen Irrtum anzugeben und können Sie
deshalb nur um Nachsicht für unseren Fehlgriff
bitten.

Mit dieser Nummer übernimmt Herr Wagener die Redaktion
der Landfermann-Blätter. Wir freuen uns sagen zu können,
daß Herr Dr. Hoffmann auch weiterhin unserem Blatt verbunden
bleiben wird, und danken ihm für die geleistete Arbeit sehr
herzlich.

Herausgeber: Landfermann-Bund e. V. Duisburg
Schriftführer des Landfermann-Bundes: Studienrat Strauß
Redaktion: K. Wagener
Druck: Buchdruckerei Wilh. Scheuch, Duisburg, Neudorfer Str. 201